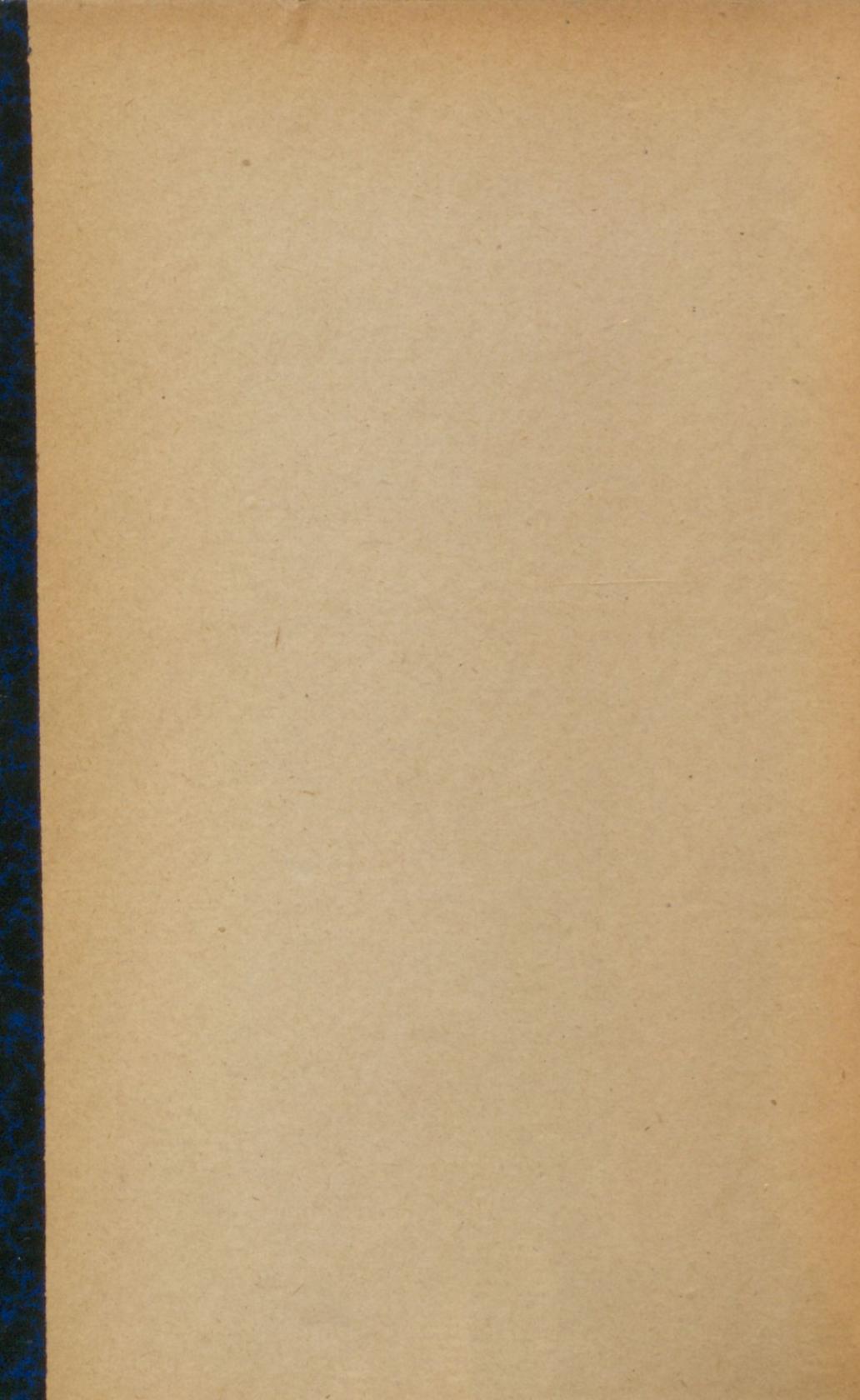


1.
13678

208.



Sammlung Gemeinnütziger Vorträge.

Herausgegeben vom
Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse
i n P r a g.

Jänner.

N^o 208.

1896.

Johann Gottfried Seume.

Festrede zur Enthüllung seines Denkmals in Teplitz am 15. September 1895.
Von August Sauer.

Als Johann Gottfried Seume am Morgen des 15. Juni 1810 auf dem Friedhofe zu Teplitz begraben wurde, da rief ihm einer seiner Freunde, der Leipziger Professor C. A. S. Globius, herzliche Worte des Abschieds in die Gruft nach. Was Seume gewesen, so charakterisirte er ihn richtig, sei er durch sich selbst geworden. Nicht aus rohem Triebe habe der Wanderer von Syrakus die Erde durchwandert. Ueberall habe er die Spuren der allwaltenden Ordnung gesucht, in Schönheiten und Schrecknissen der Natur, in den Trümmern gesunkener Völker, in den Mordscenen seiner Zeit . . . in den Gesinnungen der Menschen, seiner Brüder. Der raube Sohn der Natur, mit gradem Blick, mit dem tiefsten brennendsten Gefühle des Rechts im Herzen und dieses Herz auf der Zunge tragend, habe seine Menschen nur zürnend, nur murrend lieben können. Dennoch hätte er sie geliebt und die Edelsten seines Volks hätten dankbar seine Liebe entgegnet. „Jetzt“ — so fuhr der Grabredner fort — „Jetzt empfängt ein fremdes Land, in dessen heilenden Quellen er Milderung seiner Qualen suchte . . . seine Asche und endet diese Qualen mit ewiger Ruhe. Segnet, Freunde, diesen heiligen Boden, der sein Grab ward!“

Ein fremdes Land empfing seine Asche? fragen wir verwundert. Hatte der Redner recht mit dieser Behauptung und war dies im Sinne

Anmerkung. Für den mildlichen Vortrag wurde die Rede in den literarhistorischen Abschnitten sehr stark gekürzt.

des glühenden deutschen Patrioten gesprochen, der damals zur Erde bestattet wurde? Das deutsche Kaiserthum hatte allerdings wenige Jahre vor Seumes Tod auch dem Namen nach zu bestehen aufgehört. Aber waren damit die einzelnen Theile Deutschlands zu fremden Ländern geworden? Bittere Klagen, in welche Seume laut eingestimmt hatte, erfüllten die Lust: daß die deutsche Nation zerrissen und das Reich zertrümmert sei; er vereinigte sich aber auch mit den Wünschen derjenigen, welche in der Hoffnung lebten, die Theile wieder zum Ganzen zusammenschmieden zu können und welche meinten, daß Oesterreich in diesem Ringe nicht fehlen dürfe. Zählt er, fern von der Heimat in patriotischer Aufwallung den Ruin der Nation betauernd, die einzelnen Stämme Deutschlands auf, so stellt er die Oesterreicher an die Spitze; wünscht er in einem kritischen Momente — im Mai 1807 — auf fünf Jahre Erzherzog Karl von Oesterreich zu sein, so thut er es, damit er Deutschland erwecken und Oesterreich in Deutschland aufgehen lassen könne. Ihm also war es kein fremdes Land, in dem ihm sein letztes Bette bereitet ward. Als Deutscher starb er unter Deutschen. Und auch heute, da das Wort jenes Grabredners vom fremden Lande im politischen Sinne zur Wahrheit geworden ist, auch heute ist doch der Boden, in welchem Seume ruht, dem Deutschtum nicht fremd geworden. Unter Deutschen ruht der deutsche Dichter auch heute noch. Und indem die Stadt, in der der müde Pilgrim Heilung suchte von schwerem Leiden, wo der ewige Wanderer noch im letzten Augenblicke seines Scheidens durch das Zusammentreffen ungünstiger Umstände zum Wandern gezwungen war, indem die Stadt Teplitz, die schönste Pflicht der Nachwelt erfüllend, diesem deutschen Dichter in ihren Mauern ein Denkmal setzt, huldigt sie damit, der Zugehörigkeit zum deutschen Geiste auf das Lebhafteste sich bewußt, dem Genius eines Mannes, dessen größter Ruhmestitel es ist, in einem an Prüfungen und Enttäuschungen reichem Leben, in allen Wechselfällen des Schicksals, zu Hause und in der Fremde, auch in des Vaterlandes tiefstem Unglück ein guter deutscher Patriot gewesen zu sein.

Wechselvoll, ja abenteuerlich war Seumes Leben und der abgejagte Feind aller Romane mußte selbst den spannendsten Roman schreiben, als er sich anschickte sein eigenes Leben zu erzählen. Im Friedensjahre 1763 in Sachsen geboren, ging er einer kriegerisch bewegten Jugend in fremden Ländern entgegen. Eines wohlhabenden Landmannes Sohn, sah er als Knabe seinen braven Vater in Noth gerathen und fühlte es tief, wie erlittene Erniedrigung diesem am Herzen fraß, ja ihm den Tod gab. Die Erinnerung daran verließ ihn niemals. Der wilde, trogige Krauskopf ist schwer zu lenken; aber früh erkennen geschickte Lehrer die angeborene Tüchtigkeit seines Wesens. Die Neigung zum thätigen Leben läßt ihm den Beruf eines Grobschmieds als Ideal erscheinen; aber der mütterliche Wunsch, ihn zum Geistlichen ausgebildet zu sehen, wird durch einflußreiche

Gönner der Erfüllung nahe gebracht. Innere Unbefriedigung und heißer Thatendrang treiben den Candidaten der Theologie aus Leipzig in die Ferne, neun Thaler und den Tacitus hat er in der Tasche. Sein Blick ist auf Frankreich gerichtet; aber der neunzehnjährige Ausreißer fällt heftigen Werbern in die Hände und wird gewaltsam unter jene Truppen gesteckt, welche deutsche Fürsten in jenen schmachvollen Zeiten unter dem Titel der Schutztruppen in fremde Länder verkauften. Der Blick, mit dem der alte Landgraf von Hessen das „Menschenragout“ musterte, machte den nur mühsam von Fluchtgedanken Abgebrachten zum geschworenen Fürstenfeinde für's Leben. Kein Schubartisches Kaplied entringt sich seiner gepreßten Brust. Was Schiller in jener denkwürdigen Scene von Kabale und Liebe mit feurigen Zungen aussprach, das hat der elend verschacherte Senne am eigenen Leibe erlitten. Unmenschlich behandelt, in bunter, seiner unwürdiger Gesellschaft in die engsten Schiffsräume eingepökelt, mit faulendem Wasser getränkt, wurde er im Sommer 1782 nach Nordamerika transportirt, wo er zwei Jahre verblieb und unter englischem Commando im Unabhängigkeitskrieg verwendet wurde. Ohne je ein Gewehr in der Hand gehabt zu haben, mußte er den Unterofficier und Exerciermeister abgeben. Seine Intelligenz kommt ihn zu Gute. Er bewahrt sich seine Neigung zur Lectüre; er wärmt sich in der Kälte des Zeltlagers am Odenfeuer des Horaz; er erwirbt sich die Freundschaft der Officiere, insbesondere die seines Landsmannes Freiherrn von Münchhausen, eines schöngeistigen Dilettanten, der seine poetischen Neigungen fördert. In einem seiner besten Gedichte „Abschiedsreiben an Münchhausen“ hat er dem Freunde alle schönen schwärmerischen Stunden noch einmal vor die Seele gezaubert: wie sie über Stolbergs Liebe sich Freundschaft schwuren und wie ihnen Schauer durch die Seele fuhrten bei Freundschaft und bei Vaterland.

Erinnre Dich, wie Arm in Arm wir gingen
 Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
 Die bei Neufoundland nieder sank,
 Und wie wir hoch auf Adlerbergen saßen
 Und in der Dämm' rung Klopstocks Hermann lasen
 Auf einer grauen Felsenbank

Erinnre Dich, wie in des Nordlichts Glutem
 Oft unsre kleine Barke durch die Fluten
 Mit Zittern an das Ufer stieg,
 Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
 Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen
 Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Dort auf dem Boden Neuschottlands ward der Dichter in ihm rege. Die großartig wilde Landschaft Nordamerikas erfreut den Blick des Naturschwärmers, der von da ab immer mehr an dem Wilden und Erhabenen

als an dem Anmuthigen und Lieblichen Gefallen findet. Den Verehrer Rousseaus erfüllt es mit Entzücken, die Unverdorbenheit der eingeborenen Bevölkerung studieren zu können, schwellenden Herzens genießt er die Gastfreundschaft der Wilden und bewundernd setzt er dem Edelmuth jenes Canadiers, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, in dem verbreitetsten seiner Gedichte ein Ehrenmal. Ohne daß ihm Gelegenheit geboten war, sein heißes Blut im Schlachtendrange zu fühlen, führt ihn der Friede zu Versailles im Jahre 1783 in die Heimat zurück. Aus Furcht ein zweitesmal, und nun an die Preußen verkauft zu werden, entflieht er, fällt aber gerade preussischen Weibern in die Hände, die ihn als Deserteur behandeln. Als gemeiner Soldat muß er in Emden — in Ostfriesland — unter preussischer Fuchtel dienen. Er entflieht vom Neuen, wird aber wieder eingbracht. Ein lateinischer Hexameter, den er an die Thüre der Wachtstube schreibt, verräth den Richtern seine gelehrte Bildung. Der preussische General Courbiere nimmt sich seiner an. Er wird der Lehrer von dessen Kindern und erwirbt sich auch sonst in Emden zahlreiche Freunde. Sein rasender Freiheitsdurst treibt den Tollkühnen zur Wiederholung des Fluchtversuches, der unter tödtlichen Gefahren abermals mißlingt. Nur mit Mühe rettet den Eingefangenen die Gunst seiner Vorgesetzten und die Fürbitte seiner kleinen Zöglinge vor den schmäblichsten Strafen. Ein vermögender Emdener Bürger verschafft ihm durch Erlegung einer Caution den ersehnten Urlaub nach der Heimat und damit die Freiheit.

So nimmt Seume nach langer Unterbrechung in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Studien in Leipzig wieder auf und schließt sie 1792 mit der Erlangung des Magisteriums ab. Seinen Lebensunterhalt erwirbt er sich durch Schriftstellerei und Erziehung junger Adeliger. Der Vater eines dieser Zöglinge empfiehlt ihn seinem Bruder, dem russischen General Sgelsström, als dessen Geheimschreiber und Vertrauter er bei der Verwaltung Polens thätig ist. So wird er als russischer Officier Zeuge der Greuelszenen während des Blutbades zu Warschau am Gründonnerstag 1794; unter großen Gefahren entgeht er nur mühsam dem Tode; erst die berühmte Erstürmung Pragas durch Suwarow erlöst ihn aus der Gefangenschaft. Als Begleiter eines kranken russischen Majors erscheint der von seinen Freunden längst für todt Gehaltene 1795 in Leipzig. Der Tod Katharina II. beraubt ihn der Hoffnung, in fremden Diensten weiter sein Glück zu machen. Er versäumt ohne seine Schuld den vom Kaiser Paul zur Rückkehr festgesetzten Termin und wird aus den Listen der Armee ohne Pension gestrichen, verliert aber sein Recht und erlangt die Erlaubniß zum Wiedereintritt, ohne jedoch davon Gebrauch zu machen. Amtlos lebt er in der Heimat dahin. Ein Feind jeder sesshaften Lebensweise verdingt er sich dennoch im Jahre 1799 auf zwei Jahre bei dem Buchhändler Göschen als Corrector. Widerwillig vergleicht der vielgewanderte Abenteurer zu Anfang des neuen Jahrhunderts den Druck der Alopstock'schen Oden für die neue Prachtausgabe mit den Manuscripten

des Altmeisters. Fast dreißigjährig war der Stark- und Eigenwillige noch nicht zur freien Bethätigung seiner Reizung gekommen.

Aber trotzdem zeigt sich schon in dieser ersten Periode des Umgetriebenerwerdens der feste, starre, selbständige Charakter, den er von seinem Vater ererbt hatte. Scheu und düster, mit finster zusammengezogenen Augenbrauen, blickte schon der Knabe drein. Vergebens droht ihm die Frau Rectorin seine runzlige Stirn mit der Striegel zu glätten; er behielt diese Angewohnheit bei, auch in seinen seligsten Augenblicken und macht sich selbst gelegentlich in Versen darüber lustig. Ein Fanatiker der Wahrheit und Gerechtigkeit, besteht er schon als Knabe hartnäckig auf dem, was er für Recht erkannt hat; weder Drohungen, noch Strafen, nicht einmal Prügel können ihn dazu bewegen, die Wahrheit zu verleugnen. Er verlangt sein Recht, und wenn er das ihm gebührende Holz seinem Koftherrn, der es ihm vorenthält, stehlen muß; er dringt während der Fahrt nach Amerika als Deputirter der Bremer Böcke auf dem Kochschiff darauf, daß jedem die richtige Ration zugemessen werde; er verfißt seine Ueberzeugung gegen Feinden, gegen den vorgesezten General ebenso wie gegen den von ihm hochverehrten Klopstock. Glühend für Freiheit und Gerechtigkeit, ein Todfeind der Unterdrückung und Sklaverei, muß er es durchmachen, daß er mit seinem Herzen auf Seiten derjenigen steht, die zu bekämpfen er bestimmt ist. Er nimmt Partei für die Amerikaner gegen ihre „weißen Geißler“, er ist von großer Hochachtung erfüllt für die patriotischen Polen, die auf den Ruinen ihres natürlichen Erbgutes edelmüthig fochten und im Kampfe fielen und er macht selbst seinem Vorgesetzten gegenüber aus dieser seiner Meinung kein Geheimniß. Kraftgefühl und Thätigkeitstrieb überwinden seine natürliche Furchtsamkeit. Berwegen bis zur Tollkühnheit macht er Versuch auf Versuch, bis er seine Freiheit wiedererlangt. Er bringt es nicht mehr über sich, das Brod seines adeligen Gönners zu essen, als er sich bewußt wird, dessen Vertrauen täuschen zu müssen; er gibt den geistlichen Beruf auf, als er seine Orthodoxie wanken fühlt; der gesicherten Ruhe in der Heimat zieht er die unsichere Fremde vor. Aber der flüchtige Student bezahlt vorher treulich seine kleinen Schulden, wie er später mit seinem ersten literarischen Verdienst jenem Gmdener Bürger die für ihn erlegte Caution gewissenhaft zurückzahlt. Schon als Knabe neigt er zu einfacher, spartanischer Lebensweise, schon als Jüngling härtet er seinen Körper ab: *perferre et obdura* (Ertragen und Erdulden!) ist schon damals sein Wahlspruch, sowie er schon in der Jugend den andern später mehrmals als Motto verwendeten Spruch schätzt und erfüllt: *Veritatem sequi et colere, justitiam tueri, omnibus aequae bene velle ac facere, nil extimescere* (Der Wahrheit treu sein und sie verehren, die Gerechtigkeit bewahren, gegen Alle ebenso wohl gesinnt sein als handeln, vor Niemand sich fürchten).

Diese Charaktereigenschaften treten schon in der ersten Periode seiner Schriftstellerei zu Tage. Seine dichterischen Anfänge zwar liegen im

Dunkeln. Der Bögling Gellerts und Hagedorns beginnt mit einer satirischen Fabel, frühreif läßt er schon auf der Schule Gelegenheitsverse drucken. Bibel und Gesangbuch werden durch die Griechen und Römer verdrängt, die er schon früh vom ethischen Standpunkt aus beurtheilt. Der Sechzehnjährige schwelgt im Werther und Siegwart. Auf amerikanischem Boden hören wir ihn für Klopstock, Ossian und die Göttinger Dichter schwärmen. Das erste gedruckte Gedicht, das wir nachweisen können, ist eine kurze Fabel („Der Richter und der Bauer“), in der er gegen die Bevorzugung eines Standes vor den andern eifert. Der französischen Revolution jubelt der Feind aller Privilegien vom Anfang an zu.

Im Uebrigen tritt er zuerst als Militär- und politischer Schriftsteller auf den Plan. Seine Dissertation handelt von dem Unterschied in der Bewaffnung der Alten und der Neueren; als Secretär Igelströms läßt er in Warschau 1793 eine kleine Schrift „Ueber Prüfung und Bestimmung junger Leute zum Militär“ drucken, worin er gegen den Schlenzianer der Alltagsofficiere Stellung nimmt und auf den inneren Beruf wie auf die Herzens- und Geistesbildung der jungen Officiere Werth legt. Seine polnischen und russischen Erlebnisse verwerthet er in ein paar anderen lebendig geschriebenen Flugchriften, schon durch Mottos kündigt er seine Hauptabsicht an. Seiner Biographie der Kaiserin Katharina setzt er die Worte: „Mit Freimüthigkeit und Unparteilichkeit“ auf das Titelblatt. Er will sich in seinen Schilderungen der Mäßigkeit und Mäßigung befeihen, er will sich frei halten von der Engbrüstigkeit der Stubenmoralisten, er strebt überall die absolute Wahrheit an. Als pragmatischer Menschenforscher geht er überall auf's Psychologische aus; von Igelström und Süchteln, von Suwarow und Kosciusko, von Katharina II. und Paul I., von Stanislaus Poniatowski entwirft er treffende Charakterbilder. Er bevorzugt das Anekdotische noch stark, auch seine Prosa ist manchmal noch altväterisch trocken; aber man spürt doch den Einfluß Abbts und Herders sowie der von ihm hochgeschätzten historischen Schriften Schillers. Am lebendigsten und anschaulichsten schildert er die Straßenkämpfe in Warschau, die er als Augenzeuge mitgemacht hat. Ueberall aber sucht der aufgeklärte Philanthrop die Tüde der Menschlichkeit auf und hebt sie hervor. Nicht als Literat von Beruf, sondern um als Weltmann auf die Welt zu wirken, schreibt er seine Werke.

Zwei Bändchen vermischter Schriften (1796 und 1798) schließen sich an. Bescheiden nennt er seine Gaben „Dbofen“, weil er an seiner Fähigkeit, ein Talent darzubieten zu können, verzweifelt. Hier kommt neben dem Dichter, als welcher er in den gemeinsam mit Münchhausen herausgegebenen „Rück Erinnerungen“ 1797 auftritt, der Moralphilosoph zu Worte. „Das polnische Mädchen, eine Erzählung aus dem letzten Kriege“ ist eine Studie nach Wieland, mit dessen Breite und nicht ohne dessen Lüsterheit, eine sentimentale Verherrlichung treuer Jugendliebe und edelmüthiger Ent-

sagung. Die ernstesten prosaischen Abhandlungen verrathen den Schüler Garves und Kants, vor allem aber des Leipziger Moralphilosophen Platner, dem das erste Bändchen in überströmender Dankbarkeit gewidmet ist. Kurz und bündig spricht Seume seine Lebensanschauung aus, indem er den Egoismus als das Grundprincip alles menschlichen Handelns und Strebens aufstellt. Er vertheidigt den Atheismus gegen die schwarzen Verleumdungen und Uebertreibungen der Sittenrichter. In heiligem Feuereifer wendet er sich gegen die Abgöttin Mode, die mit blinder Despotie unter mancherlei Benennungen überall regiere, wo sich die Strahlen der Vernunft vor den Nebeln der Leidenschaft zurückziehen müssen, die bei Großen Ceremoniell, bei den Theologen Ritual, bei den Rechtsgelehrten Observanz, bei den Aerzten Methode, bei allen Eingeweihten Glaube, bei allen Laien Sitte und Gebrauch heiße und deren Ursprung meist aus dem Bestreben irgend einen Fehler zu verbergen abzuleiten sei. Er donnert gegen den verderblichen Einfluß des Spiels, des Kartenspiels, der geschmacklosesten aller Beschäftigungen, der langweiligen Mischung bunter Papierfiguren; unmöglich könnten die energischen Abendländer die ersten Erfinder dieses Landes sein, aus dem faulen Orient müsse es durch irgend eine Horde indolenter Beteskauer zu uns herüber gekommen sein. Er erhitzt sich in dem Kampfe gegen diese pestartige Seuche, die alles zerstöre, wo sie auftrete, gegen diese Hirnwuth immer mehr und mehr; er legt dar, wie das Spiel aus der Annehmlichkeit bald zur Qual werde, nach und nach Gewohnheit, dann Neigung, dann Leidenschaft, dann Wuth, dann Furie, bald krebstartig um sich her fresse und bald mit allen Schrecken des Verderbens tödte; schwarz in schwarz malt der rigorose Moralist die Schicksale einzelner Opfer der Spielwuth. Mit unerträglicher Weitschweifigkeit behandelt er die überflüssige Frage: „Warum der Schmerz der Eltern bei dem Verluste kleinerer Kinder größer und heftiger als bei dem Verluste erwachsener sei.“

In dem zweiten, Gleim gewidmeten Bändchen verwerthet er seine Leipziger und Warschauer Theatererinnerungen zu einem dramaturgischen Aufsatze voll lehrreicher Winke und technischer Kenntnisse. Er steckt tief in den moralisirenden Anschauungen der Lessing'schen Zeit, aber er hat Verständniß für die Aufführung Shakespearescher Stücke und lobt Goethes Analyse des Hamlet im Wilhelm Meister; nicht bloße Wahrheit sondern schöne Wahrheit verlangt er auf der Bühne; er meint, daß man zwar das Häßliche in der Kunst ertragen könne, schließt aber das Ekelhafte aus. Er nimmt einen Grundsatz unserer modernsten Bühnenleiter, der allerdings den Todschlag der Kunst durch den Dilettantismus bedeutet, vorweg, wenn er ausführt, eine Theatergesellschaft könnte nicht Mannigfaltigkeit der Subjecte genug in ihrer Mitte haben, auch manche schlechte mit eingerechnet; denn es sei kein Schauspieler so schlecht, der nicht irgend eine Rolle vorzugsweise vortrefflich oder weit besser machte, als der größte Meister der Kunst, weil die Natur jedem seinen eigenen Stempel gegeben habe.

Der abwechslungsreiche Inhalt der Dholen wird durch eingestreute Aphorismen, Anekdoten und kleine Satiren noch bunter; die Mischung von Ernstem und Humoristischem macht sie den ersten Sammelwerken des mit Seume gleichalterigen Jean Paul nicht unähnlich, die zahlreichen Anspielungen auf polnische Verhältnisse verleihen dem Buch einen fremdartigen Reiz.

Nah verwandt mit den moralischen Aufsätzen der Dholen ist das um das Jahr 1799 auf Göschens Wunsch von Seume entworfene „Pflichten- und Sittenbuch für Landleute“, das aber dem Ideal des Verlegers nicht völlig entsprach und daher liegen blieb, bis es nach Seumes Tod unter dem unzutreffenden Titel: „Ein Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts“ durch einen seiner Freunde veröffentlicht wurde. Den Vergleich mit ähnlichen Werken Schloßers, Pestalozzis, Arndts u. A. hält das kleine Büchlein wohl aus, wenn es auch vielleicht zu sehr in die Breite geht und wenn sich auch der einstige Predigtandidat darin nicht verleugnet. Schlicht und einfach spricht er darin als Landmann zu den Landleuten, denen er durch seine Abstammung, durch seine Vorliebe für Bewegung und Thätigkeit im Freien, durch seine Neigung zu einfacher Lebensweise, durch seine Sparsamkeit, Genügsamkeit, ja Bedürfnislosigkeit nahestand. Moralisirende Abhandlungen, durch viele Sprichwörter, wie Seumes Vater sie in der Rede zu gebrauchen liebte, gewürzt, wechseln mit Dialogen nach Claudius' Muster und mit leicht verständlichen Gedichten ab. Eindringlich bekämpft er auch hier die Folgen der Spielsucht, sowie die des Trunkes. Es ist schade, daß Seume der weitere Weg zu ähnlicher Wirksamkeit verbaut wurde; er besaß alle Eigenschaften, um ein ausgezeichnetes Volksschriftsteller zu werden.

Am Ende seiner ersten Periode, kurz vor dem Antritt seines Spazierganges nach Syrakus und zum Theil durch diesen Plan veranlaßt, vereinigte Seume seine zerstreut gedruckten Gedichte zu einer (später mehrfach aufgelegten) Sammlung (1801). Wie Lessing in der Dramaturgie, aber mit mehr Recht als dieser, weist er in der Vorrede dazu den Namen eines Dichters von sich ab. Es geschähe den nunmehr gesammelten Stücken vielleicht zu viel Ehre, wenn man sie Gedichte nenne; aber er habe kein schicklicheres Wort für ihre Bezeichnung finden können. Größtentheils seien es nur Ausdrücke des Herzens oder Aeußerungen von Gedanken, die vielleicht nur in der Individualität und den Verhältnissen ihres Urhebers gegründet seien, ob er gleich sehr Vieles für allgemeine Wahrheit halte. Glätte und Geschmeidigkeit, melodischer Fluß des Verses waren allerdings Seumes Sache nicht; Härten und Rauheiten, Ecken und Kanten sind für seine Gedichte charakteristisch wie für seine ganze Persönlichkeit. Aber wie sehr ihm doch auch das sangbare lyrische Gedicht im engeren Sinne gelingen konnte, beweisen die stimmungsvollen Strophen des für seine Mutter geschriebenen Morgenliedes („Gott, unter Deiner Vaterhut“), dem andere, wie das zu gleichem Zwecke verfaßte „Abendlied“, wie das Morgen- und

Abendlied aus dem Pflichten- und Sittenbuch sich anreihen. Und sie überraschen uns nicht bei dem Freunde der Musik und des Gesanges, dem das geflügelte Wort seinen Ursprung verdankt („Die Gesänge“):

Wo man singet, laß Dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt:
Böfewichter haben keine Lieder.

Selten erhebt sich Seume in diesen Liedern zu jauchzender Freude und jubelndem Frohsinn („Der Maimorgen“, „Trinklied“); Sehnsucht nach Ruhe und düstere Stimmung überwiegen. Daher ist die Elegie die von ihm bevorzugte Dichtungsgattung. Er wandelt in den Spuren Ewald von Kleists und Höltys, Youngs und Grays. Er befangt die Schwermuth als seine Göttin und Freundin. Es ist keineswegs blafirter Welt-schmerz, vielmehr die Summe seiner traurigen Lebenserfahrungen, wenn er immer durch trübe Gläser, überall das Elend sieht:

Elend deckt die Wiege, deckt das Grab,
Elend lagert sich um uns und lauschet,
Wenn der Freude schönster Becher rauschet,
Sitzt am Scepter und am Bettelstab.

Die „Elegie auf einem Feste zu Warschau“ kommt zu dem trostlosen Schlusse:

Menschheit, arme Menschheit, Deine Lehrer,
Alle Deine Weisen wissen nichts,
Flattern, ihrer Hirngeburt Verehrer,
Gleich Insecten um den Strahl des Lichts.

Er selbst ist jener Menschenmaler, der seinen Pinsel in der Schwermuth schwarze Farben taucht und Bedrückung, Kummer und Gewinzel, Stolz und Knechtschaft in die Gruppe haucht. Er gedenkt seiner eigenen Sclavenjahre:

Und die edeln Menschenmähler zählen
In des Mammons großem Rechnungsbuch
Ihre Schätze nur nach Menschenseelen,
Und ihr Segen ist der Knechte Fluch!

Er gedenkt des amerikanischen, des polnischen Freiheitskrieges:

Mit umglühter, heißer Stirne frohnen
Unter der Despoten Eisenstab
Ganze, große, schöne Nationen
Von der Kummerwiege bis ins Grab.

Freiheit ist ein Schall vor ihren Ohren;
 Der Gedanke wäre Hochverrath;
 Weil, zum Troß der Slaverei geboren,
 Unsinn ihren Geist gefesselt hat.

Als „Sohn des Kummers“ begrüßt er einen mißmuthigen Freund wie seinen Bruder und entwirft ihm schauerhafte Gemälde des Glends, die sieben Landplagen möchte man sagen, nicht ohne Kraft im Ausdruck. Er steigert seinen Trübsinn bis zur Verzweiflung in dem Gedichte: „Einsame Wandlung“:

Ich steh' allein, wie gänzlich losgeschlagen
 Von Allem, was den Menschen hält,
 Und in mir liegt in Trümmern meine Welt,
 Die Nacht von den geschiednen Tagen.
 Wer wagt es: „Werde Licht“ zu sagen,
 Wenn Alles tief und immer tiefer fällt,
 Und mich zu mir zurück zu tragen? . . .

Die Welt um mich trägt meines Schicksals Farben,
 Die Ihr mit Euern Künsten schuft;
 Mit jedem Fußtritt find' ich eine Gruft,
 Wo ehemals Menschenfreunden starben,
 Wo Narren Segen sich erwarben,
 Um an der Bosheit angesteckten Luft
 Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Lehrgedichte in der Art Popes schließen sich an, wie er denn ein großes Lehrgedicht „Alträa“ — wir denken dabei an Liedges „Urania“ — plante, von dem sich ein idyllenartiges Fragment erhalten hat.

Er setzt seinem Vater (mit einem Anklang an Claudius), seiner Mutter, sehr launig und hübsch mit leis-satyrisch verwertheten Bossischen Tönen seinem theuren Lehrer, dem Rector Korbinsky, Klopstock, Gleim, Deser u. A. kleine Denkmale; er beugt mit Stolberg andächtig sein Knie vor Homers Bildniß; als „der Letzte einer unter den Sängern des Vaterlandes“ wagt er am „Opferstein“ zu reden und der Väter Glorie kindlich zu ehren.

Kleine satyrische Fabeln und Erzählungen in Gellerts, Hagedorns, Pfeffels Manier fehlen nicht. Größere politische Satyren, wie die „Parentation. Dem Könige Stanislaus Augustus Poniatowsky“ rücken ihn an die Seite des Satyrikers Falck, geschwägige Episteln in die Nähe Böckings. Einiges Schalkhaft-neckische („Der Zweifel“, „Fragment über den Fuß“) mahnt an Wieland und Bürger, den er in dem Liede „Zur Weinlese“ („Herr Bacchus ist der beste Mann“) stark copirt. Bürger, Langbein und Blumauer sind bei dem größeren humoristischen Gedicht „Lebenslauf Seremias Bunkels, des alten Thorschreibers“ Vate gestanden,

das Erinnerungen aus Seumes Jugend und Kriegszeit häßlich verwerthet und die billigen Effecte eingestreuter lateinischer Verse nach Art der travestirten Aeneide nicht scheut. In der Erzählung „Der Wilde“ schlägt er, einer verbreiteten Zeitströmung Rechnung tragend, aus einem wirklichen Erlebnis moralisches Capital, in der ländlichen Erzählung „Abelaide“ ergeht er sich mit behaglicher Breite aber nicht ohne Laune in Schilderungen dörflichen Lebens, fühlt sich aber an der entscheidenden Stelle gezwungen, schweigend auf Wielands „Seelengriffel“ zu verweisen.

Dagegen verräth des Engländers Glover kräftigenden Einfluß die knapper gehaltene Erzählung von Leonidas' Heldentod: „Das Opfer“, worin er diesen und seine Genossen als der Freiheits Lieblingsöhne feiert, gewissermassen ein condensirtes Epos in kurzen gedrungenen Sätzen, ein Seitenstück zu Seumes Heldendrama: „Miltiades“. Man denkt an Kleists „Seneca“ und „Cassius und Paches“, an Lessings „Philotas“; ein Hauch von dem Stoicismus der preussischen Dichterschule, durch Gleim ihm vermittelt, weht zu Seume herüber. Als ein später Vertreter überholter Dichterguppen steht er so, etwas zurückgeblieben und vereinsamt, am Anfang des Jahrhunderts inmitten der classischen und romantischen Dichter da, von Manchem geachtet und geschätzt, aber kaum vielgekannt und berühmt.

Und so, als ein Unberühmter, trat er im Jahre 1802 an dem schon zwei Jahre vorher bestimmten Tage seine langgeplante Reise nach Italien an, die ihn zum Ruhme führen sollte. Aus dem Corrector wurde ein Fußwanderer. Nirgends war ihm von Kindheit auf wohlher gewesen als beim Gehen im Freien, nirgends fühlte er sich mehr in seiner Kraft. „Es gibt keine bessere Panacé als guter Schritt mit Sturm um die Ohren“ schrieb er einmal. Als ein Vorläufer des Turnwesens, ein Gesinnungsgenosse von Zahn u. A. zählt der rüstige Wanderer zu den Erneuerern unseres Volksthum's. Seine Ausrüstung war ebenso einfach als für seine Zeitgenossen wunderlich; er trug einen polnischen Rock und derbe Stiefel, die er von Zeit zu Zeit besohlen ließ, deren Oberleder aber die ganze neunmonatliche Reise überdauerte; das Haar kurzgeschnitten und ungepudert, die Bartstoppeln mußte er oft lange stehen lassen. Während andere Reisende in wohlleingerichteten bequemen Wagen ihren halben Hausrat mit sich führten, bestand sein ganzes Gepäck aus einem Knotenstock, einer Gummiflasche und einem Seehundstornister mit etwas Wäsche und einigen Büchern, die er, nachdem er sie gelesen hatte, Blatt für Blatt in die Winde streute — nur wenige behielt er. So zog er gleich einem ältlichen Handwerksburschen, unscheinbar und armselig die Straßen dahin. Uhr und Geld hatte er gut und tief verwahrt, wodurch es ihm gelang, es aus mehrfachen räuberischen Ueberfällen zu erretten. Die einen hielten ihn für einen französischen Officier, wo er dann je nach der politischen Gesinnung der Leute gut oder schlecht behandelt wurde, die anderen für einen Juden; bald staunte man ihn an, bald verachtete man ihn und

verweigerte ihm die Unterkunft, oft ignorirte man ihn — „den Spaziergänger läßt man gehen“. Hier und da imponirte er durch seine Sprachgewandtheit. Viele hielten ihn für nicht gescheit. Sein Tornistler stach einem Zollbeamten in Fondi stark in die Augen. In Valermo ließ er ihn zurück, weil man ihm sagte, man würde ihn bloß um dessen willen todt schlagen, und nahm einen Schnappsack auf den Rücken. Nicht immer geht er zu Fuß, aber auch wenn er eine Strecke zu Wagen macht, läuft er diesem häufig voraus. An Gesellschaft fehlt es ihm nicht. Zwar sein Reisegefährte, der Maler Veit Schnorr, verließ ihn schon in Wien, weil die Freunde von der Weiterreise der unsicheren kriegerischen Verhältnisse wegen abriethen; aber fast überall findet er Begleitung; die abenteuerlichsten Existenzen lernt er kennen, Eseltreiber, Wirth, Führer, Bagabunden und Bettler, Officiere und Mönche, einen überspannten Schneider aus Konstanz, einen schmarokzenden Zollinspector u. Er erfährt viele Erlebnisse und lustige Anekdoten, muß gute und schlechte Rathschläge über sich ergehen lassen; der Mildherzige und Freigebige wird ausgenutzt und betrogen. Aber auch einsame, gefahrvolle Wege macht der unerschrockene Dauerläufer; er geräth in eine Gaunerherberge; zweimal wird er überfallen; er versinkt bei Syrakus fast in den Sumpf, ein anderes Mal mit seinem Maulesel in den Schlamm des Simäthus. Die Zollbeamten sind seine Dual — die Spürer und Luger brandmarkt er in der launigen „Apotheose“ auf den teuflischen Erfinder der Accise —, die Pafrevision ist seine Marter. Aber in allen diesen unangenehmen und gefährlichen Tagen bewahrt er seine gute Laune, seinen Humor.

Seine Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit feiert jetzt ihre Triumphe. Schon vor dem Frühstück legt er ein großes Stück Weges zurück. Seine Nahrung ist die einfachste, Brod und Käse, auch ein paar Früchte, ein paar Zwiebeln genügen ihm. Als Abachant, wie er sich nennt, verschmäht er den Wein, frisches Quellwasser ist ihm das liebste Getränk. In der schneidigen Kälte der nächtlichen Aetnabesteigung labt er sich mit gefrorenen Apfelsinen und mit Schnee, während seine englischen Begleiter dem Rum tüchtig zusprechen. Ein kriegerisches Zeitalter konnte von ihm lernen, wie man aus der Noth eine Tugend macht.

So pilgert der Tornistrerträger im Januar durch die winterlichen Landschaften Desterreichs. Von Wien nach Graz über den Semmering braucht er vier Tage. Zu Anfang des Februar ist er in Venedig. Den Plan, von Ancona am adriatischen Meere hin zu wandern, gibt er der Unsicherheit wegen auf, geht geraden Weges auf Rom zu, eilt aber ohne längeren Aufenthalt weiter, um noch vor Eintritt der wärmeren Jahreszeit nach Sicilien zu kommen. Der Spaziergang um die Insel ist das kühnste und gefährlichste Abenteuer. Syrakus ist sein Ziel. Dann geht er wieder nordwärts, hält sich auf der Rückreise länger in Rom auf, wandert durch Oberitalien und die Schweiz (über den Gotthard) nach Paris und von da nach Hause.

Offenen Sinnes beobachtet er Sitten und Gewohnheiten, Aussehen und Sprache der Menschen. In Böhmen macht er die Bemerkung, daß der böhmisch-deutsche Dialekt bis Lowositz ziemlich angenehm sei und die Worte nicht halb so dick und widrig hervorgurgle wie der gebirgische in Sachsen. Er achtet auf Trachten und Volksmelodien, er studirt die verschiedenen Arten des Weinbaues von Meissen bis nach Syrakus. Die Natur interessirt ihn mehr als die Kunst, obwohl ihn einzelne Kunstwerke wie Canovas Hebe in Entzücken versetzen; in der süditalienischen Landschaft schwärmt er; gern möchte er sich bei den Kamaldulensern in Neapel ansiedeln oder am Fuße des Aetna haufen. Dort, am Vesuv, am Gottshard bricht der sonst Zurückhaltende in Bewunderung aus. Mehr aber nehmen ihn die socialen und politischen Verhältnisse in Anspruch. Der Anblick des Glends, der Nothschrei des Sammers durch die ganze Insel hin erregt sein tiefstes Mitleid, zerreißt ihm das Herz. Nie habe er eine solche Armuth gesehen und nie habe er sie sich so entsetzlich denken können. Um alles in der Welt — ruft er aus — möchte er jetzt nicht Beherrscher von Venedig sein, er würde unter der Last seiner Gefühle erliegen. Je schöner die Landschaft wird, desto lauter wird seine Klage über deren Verödung, desto heller seine Entrüstung über die staatlichen Factoren, die sie verschuldet, über die Geistlichkeit, die er dafür mit verantwortlich macht. Ein julianischer Haß gegen das Christenthum ergreift den von innerer Frömmigkeit erfüllten Zweifler. Mit Schiller ruft er die alten Götter zurück in die entweihten Gefilde; Ceres, der Schutzgöttin Siciliens, legt er Worte der Trauer in den Mund über die Verödung ihrer Wiege, des lieblichen Eilands, des herrlichen Gartens der Erde. Er hält ein vernichtendes Strafgericht über die Regierungen. Als alter Soldat endlich sieht er Städte und Häfen mit strategischem Blick an und entwirft in Gedanken Pläne zur Eroberung Siciliens.

Je weniger ihn die Gegenwart befriedigt, desto öfter schweift sein historisch geschulter Blick in die Vergangenheit zurück. Die Liebe zu Italien, die Sehnsucht nach Syrakus war ihm ja durch die geliebten Alten eingehaucht worden. Sie geleiten ihn daher überall hin. Er liest auf der Reise Livius und Tacitus, in Syrakus Theokrit, den er auch übersetzt, auf dem Schiffe Vergil und Homer. Er sieht jede Gegend doppelt, in ihrer jetzigen Gestalt und wie sie einst gewesen, er trauert in einer Elegie darüber, daß in Pästum keine Rosen mehr blühen. Ueberall sucht er die Gesellschaft von gelehrten Antiquaren, steigt in Syrakus in die Gefängnisse des Dionysius hinab, besieht aufmerksam Pompeji und die römischen Ruinen. Nimmt er sich auch nicht überall die genügende Zeit zum Lernen und Forschen, so bedauert er doch oft, nicht genug gelernt zu haben.

Diese abenteuerliche Reise beschrieb Senume nach seiner Rückkehr in zwanglosen Briefen an einen Freund. Im Jahre 1803 erschien der „Spaziergang nach Syrakus“ im Druck, Senumes bekanntestes und bis heute am meisten gelesenes Buch, das in zahlreichen Ausgaben und Nach-

drucken verbreitet ist. Die Wirkung desselben erklärt sich leicht. Zunächst zog der absonderliche Fußgänger die Aufmerksamkeit des Publicums in der Erzählung ebenso auf sich wie in der Wirklichkeit. Die Seltenheit und Seltsamkeit des Unternehmens packte die Leser. Dann war die Zeit noch arm an Reisebeschreibungen (von Goethes unvergleichlichem Werke waren damals nur ein paar Bruchstücke veröffentlicht) und Reisehandbüchern über Italien und diese enthielten nur das Nöthigste und Wissenswertheste. Gerade das aber läßt Seume bei Seite, verweist vielmehr auf die landläufigen Handbücher. Er will keine objective Reisebeschreibung geben, er will schildern, was er gesehen hat. Nicht das Land, sondern der Reisende steht im Mittelpunkt. Auch ein Rest der alten Sentimentalität, wie sie Sterne durch seine „Empfindsame Reise“ in Mode gebracht hatte, wohnt dem scheinbar Nüchternen und Trockenen inne. Nicht selten nimmt der Dichter dem Erzähler die Feder aus der Hand. Vom „Schädel des Verderbers“, des Vesuvus, vom Thurm des Capitols herab ertönen seine Elegien. Wie Thümmel weiß aber Seume auch lustig und ergötlich zu erzählen. Er liefert eine Reihe lebendiger Porträts, er fixirt die Gespräche mit naturalistischer Treue, mit trockenem Humor tischt er alle möglichen Anekdoten auf: so ist der „Spaziergang nach Syrakus“ ein höchst unterhaltendes Buch geworden und bis heute geblieben.

Ein anderes kam hinzu. Die uralte deutsche Sitte des Wanderns war etwas in Verachtung gekommen. Die Naturschwärmer der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatten sie wieder in Aufschwung gebracht. Goethe und die Brüder Stolberg durchwanderten die Schweiz. Goethes „Wanderer“ stößt in den Ruinen eines römischen Tempels auf das in Bedürfnislosigkeit gedeihende Leben der Gegenwart; er hält wie Seume den Blick auf beide Welten gerichtet. Genialisch braust „Wanderers Sturmlied“ auf Feuerwolken dahin. Fröhlich zogen die romantischen Freunde Achim von Arnim und Clemens Brentano den Rhein entlang. Die gesammte wandernde Jugend, Studenten und Handwerksburschen, Vaganten und Vagabunden erschienen im poetischen Lichte. Lieblich-heiter ertönen die Wanderlieder Eichendorffs und Wilhelm Müllers. Alte Volkslieder gleichen Themas leben wieder auf. Alles dies kam dem realistischeren Werke des bedürfnislosen Italienwanderers zu Gute und der ihm gespendete Antheil riß wieder andere mit sich fort. Und so zieht sich ein unsichtbarer Faden von ihm bis zu dem „deutschen Gil Blas“, Johann Christoph Saxe, dessen Memoiren Goethe mit einem empfehlenden Vorwort versah und dessen Gebeine zu Füßen Seumes am Teplitzer Friedhofe ruhten und bis zu dem Geschichtschreiber des Handwerksburschentums, dem aus langer Vergessenheit soeben zu neuem Leben erweckten Böhmerwaldschriftsteller Joseph Mehner.

Nicht zum wenigsten verdankt Seumes Buch den großen Beifall, den es fand, den vielseitigen feinen und richtigen Beobachtungen des wirklichen Lebens, die darin niedergelegt sind. Mit Absicht setzte er seine

derbere Kost der „Milchspeise“ der Romane entgegen. Er schildert thatsächliche Verhältnisse, er gibt historische Belege. Von Stolbergs kritikloser Bewunderung ist er weit entfernt. Den Zustand des damaligen Italien konnte man aus dem Buche wirklich kennen lernen. Seine berechtigten Klagen und freimüthigen Anklagen fanden in tausenden von gleichgestimmten Seelen lauten Wiederhall, sein Liberalismus in religiösen und politischen Dingen zündete; selbst seine Uebertreibungen in den zahllosen Ausfällen gegen das „Bonzentum“ fanden in weiten Kreisen Zustimmung. In jener fieberisch bewegten Zeit kam das Buch im richtigen Augenblicke. Politisch und schriftstellerisch war es ein Treffer. Es ist Seumes bedeutendste Leistung, die er mit seiner zweiten Reisebeschreibung nicht zu übertreffen vermochte.

Als Begleiter eines jungen Livländers reiste er im Sommer 1805 über Warschau zunächst nach Dorpat, von da nach Petersburg, machte von dort einen Abstecher nach Moskau, ging über Finnland nach Schweden und von dort über Dänemark nach Hause. Unter dem Titel: „Mein Sommer 1805“ hat er diese Reise im folgenden Jahre beschrieben. Nicht ganz mehr ist er der rüstige Wanderer von früher. Nur einen Theil des Weges hat er zu Fuß zurückgelegt, meistens fährt er. Allerdings nicht immer zum Vergnügen. Auf den schlechten Wegen von Petersburg nach Moskau — der Zitterpartie — wird er derart hin- und hergeschleudert, daß ihm die Feder seiner Uhr springt; die Moskauer Uhrmacher gaben ihm den Rath, er möge sie erst in Petersburg machen lassen, sie würde auf dem Rückwege wieder springen. Aber auch so bot die Reise des Merkwürdigen genug. Er sieht in Warschau und Petersburg die Stätten seiner einstigen Wirksamkeit wieder, nimmt alte Beziehungen wieder auf, wird von einigen seiner früheren Gönner freundlich begrüßt, von anderen abgewiesen; den Plan, sich vom Kaiser eine Pension zu erbitten, gibt er in übertriebenem Selbständigkeitsgefühl wieder auf. Schauernd steht der Gesinnungsgenosse Schubarts in der Gruft der russischen Kaiser und sinnt der Vergangenheit und Zukunft der Nation nach. Das magische, gefühlbetäubende, vernunfttödtende Longewirre der Moskauer Glocken gibt ihm tiefe Aufklärung über die Taktik der geistlichen und weltlichen Despotie. Inmitten der fremden Umgebungen kommt sein starkes Hei- matsgefühl mächtig zum Durchbruch. Das verfallene und verödete Nowgorod erinnert ihn an die Schwäche Deutschlands. Die Nachricht vom Tode Schillers, die er in Petersburg durch Klinger erfährt, erschüttert ihn bis ins Innerste und eine Ränie auf den verehrten Dichter ringt sich auf der Heimreise aus seiner Seele los. Vor dem ersten Buchenblatt, das er in Schweden wieder sieht, fällt er auf den Rasen nieder und küßt es, der vaterländische Baum erinnert ihn an das ferne Vaterland.

Aber auch heiter und vergnügt ist er auf der neuerlichen Reise und in lustiger Gesellschaft — während der Heimfahrt auf dem Schiffe — entzieht er sich bei allgemeiner Sangesfreudigkeit der Aufforderung nicht, auch ein eigenes altes Soldatenstückchen zum Besten zu geben. So

unterhaltend wie das frühere Buch war dieses zweite aber doch nicht. Die durchreisten Länder lagen den Deutschen zu fern, die geschilderten Verhältnisse waren zu fremdartig. Trotzdem daß es viele Vorzüge des „Spazierganges“ aufweist, konnte es sich die gleiche Gunst beim deutschen Publicum nicht erwerben. Erst in Seumes gesammelten Werken wurde es wieder gedruckt.

Von da ab hat Seume nur mehr zu kleineren Ausflügen Lust und Kraft gefunden. Von Natur zur Schwermuth neigend, im Verkehr mit Alinger durch dessen Pessimismus angesteckt, durch die Zeitverhältnisse verbittert und vergrämt, schließt er sich noch mehr gegen die Welt ab als früher. Einsam lebt er dahin. Die „gute Pilgerin“, um die er einen Freund beneidet, hat er trotz vielem Suchen nicht gefunden. Er verschmäht es ein Amt anzunehmen und sieht sich — seit 1808 von schwerer Krankheit heimgesucht — auf die Gnade Anderer angewiesen. Während einer Krankheitspause (Februar 1809) schildert er in dem Gedichte „Kampf gegen Morbona“ seine Leiden, des vergangenen Wanderglücks und einstiger freundschaftlicher Förderung wehmüthig gedenkend. Zuletzt zog es ihn noch nach Weimar zum alten Wieland. Durch die weimariischen Herrschaften wird die Verbindung mit dem russischen Hofe wieder angeknüpft. Die ihm von dort bewilligte Pension traf Seume aber nicht mehr am Leben. Tiedge und Elisa von der Recke nahmen den Kranken nach Teplitz mit. Im alten historischen Pilgeranzuge wanderte er täglich nach Schönau. Es war ein letztes scheinbares Aufslackern seiner reglamen Lebenskraft und Lebensfreude. Am 13. Juni 1810 wurde er von seinen schweren Leiden erlöst.

In diesem letzten Lustrum seines Lebens, in dem er auf das fortgesetzte Drängen seiner Freunde die Selbstbiographie zu schreiben begann (er gelangte aber nur bis zur Rückkehr aus Amerika) und nach einer Pause von einem Vierteljahrhundert zur philologischen Thätigkeit zurückkehrte, in dieser letzten Periode zieht er als Politiker und Patriot unsere Aufmerksamkeit auf sich. Schöngeistigen Bestrebungen stets abhold, das papierene Jahrhundert verdammend, nur aus Thätigkeitstrieb zur Feder greifend, reiht Seume sich mehr den Publicisten und Rednern jeder Epoche, den mit ihm fast gleichalterigen Genz und Fichte, den Arndt und Schleiermacher als unseren großen Weimarer Dichtern an, deren Schätzung er sich dennoch erfreuen durfte. Strebten Schiller und Goethe darnach, die Politik sich möglichst fern zu halten, so gieng unserem Seume die Politik über alles; strebten diese einem weltbürgerlichen Ideal der Humanität zu, so war Seume zwar stolz auf den Namen eines vernünftigen Philanthropen, aber die Bewahrung und Hebung des eigenen Volksthumus war das höchste Ziel seines Daseins. Schon der „Spaziergang nach Syrakus“ war durch die eindringliche Schilderung der staatlichen Mißstände Italiens, durch zahllose Anspielungen wie durch größere Excurse, durch die Seitenblicke und -hiebe auf die vaterländischen Zustände eine politische Schrift

und muthvoll wandte er sich in der Vorrede dazu mit seiner Forderung nach Freiheit und Gerechtigkeit direct an die Fürsten: „Sobald die Könige den Muth haben werden, sich zur allgemeinen Gerechtigkeit zu erheben, werden sie ihre eigene Sicherheit gründen und das Glück ihrer Völker durch Freiheit nothwendig machen.“ Hatte er aber beim „Spaziergang“ noch den Ehrgeiz gehabt, ein Buch zu machen, das auch ästhetischen Werth besäße, so ist dagegen in der russischen Reisebeschreibung die Schwenkung zur Politik vollzogen; diktatorisch verkündet er, im Sinne späterer Geschlechter, im Sinne von Gervinus und des jungen Deutschland: „Die Zeit der Dichtung ist vorüber, die Wirklichkeit ist angekommen“ und in der wichtigen Vorrede dazu legt er sein politisches Glaubensbekenntniß offen und freimüthig dar. Beredt wie Fichte, aber auch einseitig wie dieser, trägt er seine Ansicht vor. Wir preisen den schönen Zufall, daß von den großen deutschen Patrioten es gerade Fichte war, der Seumes Leiche mit zu Grabe geleitete.

Er war sich der Schwierigkeit seines Unternehmens wohl bewußt, aber auch der Zustimmung von Hunderttausenden. Kühn sprach er es aus, daß er für seine Ueberzeugung sein Haupt ohne Reue auf den Block legen würde, wenn es nöthig wäre. Aber den Namen eines Revolutionärs weist er von sich. Nicht stürmen wolle er, aber offen sagen, wo er glaube, daß die Krankheit liege. Er überblickt die Entwicklung Europas; er geht den Ursachen der deutschen Ohnmacht und Schwäche, der französischen Stärke und Ueberlegenheit nach. All' unser Unglück schiebt er auf die Beibehaltung jener Privilegien, von denen die Franzosen durch die Revolution sich rechtzeitig zu befreien gewußt hätten. Er verlangt gemeinsames, einheitliches Recht als nothwendige Vorbedingung des Gemeinnsinn. Gemeinsamkeit des Rechts ist ein göttlicher Gedanke, vielleicht das schönste das wir haben, ruft er aus, während er jedes Privilegium als die Pest der Gesellschaft verabscheut. Aus seiner Jugenderfahrung schildert er die Leiden des Frohdienstes. Scharfsäugig mustert er alle Gesellschaftsclassen: „Alle wollen nur genießen und Niemand will thun. Jederbürdet den Anderen auf; keine allgemeine Uebereinstimmung zum Guten, kein thätiges Mitwirken zum Gemeinwohl! . . . Die Feinde sind nur stark durch unsere physische und moralische Schwäche, die unsere Schuld ist. Ueberall ist unter dem Volke grobe schmutzige Selbstsucht. Unter unseren Fürsten herrscht Mißtrauen; einer freut sich über das Unglück des andern, wird ohnmächtig durch Trennung, greift unüberlegt nach jedem kleinlichen Vortheil des Moments und bringt endlich sich und die Nation an den Rand des Verderbens.“ Wenige Monate vor der Schlacht bei Jena höhnt er: „Knaben stehen dort, wo Männer stehen sollten“ und stößt den Kassandranus aus: „Wir sind, wenn wir so fortfahren, in Gefahr, weggewischt zu werden wie die Sarmaten und bald wird man in unsere Gerichte fremde Befehle in einer fremden Sprache bringen.“

An dem Tag der Schlacht bei Jena nimmt der Tiefgebeugte sich fest vor, nicht mehr deutsch zu schreiben, das heißt nichts mehr „in dieser Sprache der Faulheit und Dummheit, der Despotie und Sklaverei“ drucken zu lassen. Und wirklich schweigt er von da ab. Nur so blieb er dem Späherblick Napoleons entzogen und vor dem Schicksal anderer Patrioten bewahrt. Bloß seinem Tagebuch — unter dem Titel „Apokryphen“ erst nach seinem Tode und dann noch in arger Verstümmelung gedruckt — vertraut er seine geheimen Gedanken an. Immer von Neuem formulirt er dieselben Klagen und Vorwürfe. Von Tag zu Tag verfolgt er die zunehmende Sklaverei des Continents durch Napoleon, den er bedauert, weil er seiner göttlichen Mission untreu geworden sei. Er gießt die Lauge seines Spottes über die deutsche Dhamacht aus. Er wünscht alle erdenklichen Höllenstrafen herab auf den Erfinder der Privilegien und zaubert nun das Dioskurenpaar Freiheit und Gerechtigkeit immer neue Strahlen himmlischer Schönheit bis zu dem resignirten Stoßseufzer: „Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröthe wäre, so will ich lieber mit der Morgenröthe sterben, als den glühenden, ehernen Himmel der blinden Despotie über meinem Schädel brennen lassen.“ Und dennoch sah er die schöne Wiedergeburt seiner Nation von ferne und inmitten des trostlosen Sammers wagt er doch das vertrauensvolle, prophetische Wort, das erst unsere Zeit erfüllt sehen sollte: „Wer die Deutschen zur Nation machen möchte, machte sich zum Dictator von Europa.“

Als es immer schwieriger wurde, offen die Wahrheit zu sagen, da griff Seume, um seinen Wünschen Hörer zu gewinnen, zum Mittel der Dichtung. Nicht abgeschreckt durch frühere Misserfolge auf dramatischem Gebiete, machte er seinen Liebling Miltiades zum Helden eines rhetorischen Dramas (1808), das er nach dem Vorbild der bewunderten Stücke Voltaires und unter dem Einfluß des Collin'schen „Regulus“ nicht sehr geschickt zurecht zimmerte. Die Massenscenen des Schiller'schen „Wilhelm Tell“ spornten ihn nicht zur Nachäferung an; er vermeidet die Volksversammlungen, weil sie sich auch beim reichsten Personale auf der Bühne dürftig und ärmlich ausnehmen möchten. Die große Anklagerede des Xanthippus gegen den Miltiades und die Vertheidigungsrede des Themi-stokles bilden den Mittelpunkt, ohne den Leser für oder gegen den Helden zu erwärmen. Aber in die Monologe seines gefangenen Helden gießt Seume seine eigene heiße Liebe zum Vaterland:

Mein Vaterland! Des Herzens letzter Puls
Schlägt bei dem theuren Namen hoch und heiß.
Mit tiefer Wehmuth denk' ich nur an Dich,
An Dich, an Dich allein, mein Vaterland.

Unter einer Fülle wohlgefügter Sentenzen prägt er das schöne Wort:

Das Göttlichste für einen freien Mann,
Der Erde Himmel, ist das Vaterland

und wie der sterbende Attinghausen scheidet sein Miltiades mit dem einzigen Wunsche aus der Welt:

Seid einig in den Kampf fürs Vaterland!

So ist diese Dichtung wie Kleists Hermannsschlacht, wenn ihr Glanz auch neben diesem Sonnengestirn erbleichen muß, dennoch ein gewaltiger Schlachtruf in schwerer Zeit.

Wie in die Famben des Buchdramas hüllt sich Seumes patriotische Erregung gleichzeitig in das Gewand der gelehrten Untersuchung. Am 1. Jänner 1808 schließt er ein verlorengegangenes lateinisches Werk: „Bemerkungen und Conjecturen zu schwereren Stellen des Plutarch“ ab und in der — allein erhaltenen — Vorrede dazu ladet er alles ab, was sein patriotisches Herz damals bedrückte. Aber trotz der fremden Sprache, in der es geschrieben war, fand sich kein Censor, der es hätte passiren lassen, kein Drucker, der es gedruckt hätte. Es ist das flammendste Schriftstück aus Seumes wilder Feder. Er wiederholt die Gedanken aus der Vorrede zu „Mein Sommer 1805“ leidenschaftlicher und rücksichtsloser. Er schleudert die schärfsten Invectiven gegen Privilegien und Adel, gegen die Armee, gegen die Fürsten. „Schon sind unsere Kriege nichts als große Schandmale; kaum gibt es Einen und den Andern, der sich in Wahrheit als Mann gezeigt hätte . . . Seit Friedrich II. gibt es nur wenige Männer des deutschen Volkes, die mit Ehren in das Buch der Geschichte eingetragen werden können.“ Sein alter Haß gegen das papierene Jahrhundert lodert wieder auf; kein Zeitalter gäbe es, das schönere Reden hervorgebracht hätte. „Wir sind ein Volk von Schönrednern, Schauspielern, Musikern und Philosophen, aber dabei von Händlern und Müßiggängern, die viel Lärm machen und hin und her laufen, jedoch nichts thun Wir sind der Gegenstand der Schmach, wir sind nichts als Beute.“ Er, der in der gelehrten Thätigkeit seine letzte Zuflucht fand, ruft aus: „Wir werden von Gelehrsamkeit erdrückt wie von Barbarei.“ Der Gipfel der Schande sei erreicht, unsere Muttersprache werde im eigentlichen Sinne des Wortes zur Slavensprache werden, wie den Polen stehe uns der Untergang bevor. Aber auch hier läßt er inmitten des trostlosen Sammers den Erzruf erschallen zur Rettung des Vaterlandes. Er schließt mit dem Homerischen Verse:

Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten.

Um seine in Stumpfsinn und Trägheit erschlafften Zeitgenossen zur Rettung des Vaterlandes aufzurufen, nahm der müde Sänger noch einmal die aufgehängte Leier von der Wand. Das Lied „An das deutsche Volk im Jahre 1810“ ist sein Schwanengesang. Sein Patriotismus schlägt darin zu heller Flamme empor. Warum habe ihn nicht Gottes Feuer aus einer Wolke getroffen, eh' er in seinem Volke die Grenel der Verwüstung gesehen! Schmerzlich zuckte es ihm durch die Gebeine bei der heißen Thräne, die er auf des Vaterlandes Golgatha weine. Mit macht-



vollen Worten schildert er den Verfall, die Zerstörung Deutschlands, die Folgen des Krieges, die Herrschaft der Fremden:

Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
Unsre Gauen mähen fremde Kofse,
Eine fremde Sprache zügel uns

Wie mit der Posaune des letzten Gerichts ruft er die Schulbigen auf, um alle Sünden herzuzählen, durch die sie die Uebel verursacht haben, um endlich aber doch einen Retter aus der Noth zu erblicken:

Werden unsre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder soll das Glück der Vormund sein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen schläget,
Halt' es stutkend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab.

Mit diesen innigen, kräftigen Versen lebt Seume unter den deutschen Dichtern, welche als Herolde den Freiheitskriegen muthig voranschritten, für alle Zeiten fort.

So gilt unsere heutige Huldigung nicht bloß dem vielgelesenen gewandten Schriftsteller und tönereichen Dichter, nicht bloß dem geschickten Erzähler zeitgenössischer Ereignisse und dem unermüdelichen Moralphilosophen, nicht bloß dem kühnen Wanderer und bewunderten Reisebeschreiber, sondern sie gilt in erster Reihe dem zu Wasser und zu Lande umhergetriebenen großen Dulder, dem unerschrockenen, tapfern, kraftvollen Krieger nach Freiheit und Gerechtigkeit, dem lauterer Wahrheitsfreunde, dem beredten, hochsinnigen, freimüthigen Patrioten, dem guten deutschen Manne und der Stein, den ein deutsches Gemeinwesen ihm hier setzt, leuchte durch Böhmens gesegnete Gauen nicht bloß als ein Zeichen unserer unauslöschlichen Liebe zur deutschen Dichtung und unserer unverfägbaren Dankbarkeit gegen den edlen Sänger, sondern auch als stete Mahnung für uns, immer und allezeit, in guten wie in bösen Tagen, tren und zäh festzuhalten an unserem angestammten Volksthum, auf daß, wenn auch Seumes Grab in fremdem Lande liegt, doch Seumes Denkmal niemals hernieder schaue auf ein fremdes Volk. Das walte Gott!

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck nicht gestattet.

Preis 20 kr. — Für Mitglieder pro 1896 je 1 Cr. unentgeltlich.)

Verlag des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. (Weinberge, Palachstraße 3.)

Commissionsverlag: Fr. Sürpfers Buch-, Kunsthandlung u. Antiquariat (R. Schoeff) Prag, Große Karlegasse 174.

K. u. l. Hofbuchdruckerei A. Sasse, Prag.

